



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 12. MAI.

In der Wüste.

Reiß glüht der Pfad, am frühen Tag
 War Melel schon zum Wege wach;
 Nun zieht er lechzend im Mittagsbrand
 Von Durst verfolgt durch den sengenden Sand.
 Es heult die Hyäne, der Pardel brüllt,
 Des Gluthsand's Strudel den Blick verhüllt: —
 „Und trüg' ich's selbst auch länger noch,
 Du treues Roß erlägest doch.“

Und höher der Wirbel den Sand aufwühlt,
 Kein Labetrunk, kein Schatten kühlt,
 Da blickt er zum Himmel, sein Auge fleht,
 Die lechzende Lippe wird Gebet: —

„Der du die Gräser
 Tränkest mit Thau,
 Der du in's Gluthmeer starrenden Sandes
 Hast die Dase gegossen;

Schenke Erquickung mir!
 Wecker des Tags und der Nächte Hüther,
 Nicht in dem Gluthsand' hier
 Laß mich verschmachten, des Lebens Gebieter!“

Horch! erfüllt nicht die Luft
 Wandernder Kata's Schaar? —
 Ist er noch fern der Quell,
 Dem ihr dürstend entgegen zieht? —

Auf, mit der Vögel Schwarm
 Fliege, mein Roß! dort leht
 Mit erquickender Kühlung
 Uns der sprudelnde Labequell.“

H. Stieglitz.

Waterländisches.

Erinnerungen an die Kriegereignisse des Jahres
 1813 in Illyrien.

III.

Gefecht bei Zeschano zwischen Lippa und
 Sagurie.

am 14. September 1813.

Schon am 12. September Abends erfuhr der
 General Graf Nugent, daß sich der Feind in Adels-
 berg ansehnlich verstärkte. Dieser Herr General hatte

dem zu Folge so viel möglich alle seine Detasche-
 ments, außer seiner bei Sagurie gestandenen Avant-
 garde, an sich gegen Lippa gezogen. Seine ganze
 Stärke bestand alsdann in 1 Bataillon Erzherzog
 Franz Carl Infanterie, 4 Compagnien Warasdinier
 Kreuzer, 3 Bügen Madetzky Husaren, und 4 drei-
 pfündigen Kanonen. Am 13. September wurde die
 Avantgarde von einer feindlichen, bei 4000 Mann
 starken Masse von Sagurie nach Dornock zurückge-
 drängt. Hier erfuhr der General Graf Nugent durch
 feindliche Ueberläufer, daß des Feindes Macht aus
 15 Bataillons Infanterie und 500 Mann Cavalle-
 rie unter den Divisionsgeneralen Pino und Palom-
 bini, und 3 Brigadegeneralen bestand. Diese Ueber-
 legenheit des Feindes bewog den General Graf Nu-
 gent, die Stellung bei Zeschano zu beziehen und dort
 des Feindes fernere Bewegungen abzuwarten. Am
 14. Morgens rückte der Feind zum Angriff vor, und
 das Gefecht begann mit einem mörderischen Feuer.
 Im Verfolge desselben wurde mit abwechselndem
 Glück gefochten; der General Graf Nugent impo-
 nirte, auf die Bravour seiner Truppen bauend,
 durch Flankenmanövers dem so weit überlegenen
 Feinde. Doch endlich gelang es demselben, mit vier
 Bataillons die rechte Flanke des Generals Graf
 Nugent zu bedrohen, indessen er sich in der Front
 immer durch herbeigezogene frische Truppen und mit
 mehreren Kanonen und Haubitzen verstärkte. Der
 General Graf Nugent wurde hierdurch bewogen,
 nach einem sechsständigen hartnäckigen Gefechte den
 Rückzug anzutreten. Dieser wurde unter beständi-
 gem Gefechte in größter Ordnung ausgeführt. —
 Bei Skalnikza blieb der Feind stehen, und nur die
 Tirailleurs blänkelteten bis spät in die Nacht.

Der Verlust der k. k. österreichischen Truppen
 bestand in 1 Todten, 88 Verwundeten, worunter
 3 Offiziere, und in zwei demontirten Kanonen. —
 Der Feind hatte nebst 2 verwundeten Generalen,
 worunter der Divisions-General Pino war, 19

totde und verwundete Offiziers und über 400 Mann verloren. — General Graf Nugent rühmte die außerordentliche Tapferkeit aller Truppen, welche an diesem Gefechte Theil nahmen, durch welche allein es möglich wurde, der zahlreichen feindlichen Uebermacht einen so ehrenvollen Widerstand zu leisten, besonders aber die Kaltblütigkeit und Entschlossenheit des bei mehreren Gefechten ausgezeichneten Majors Gavenda, von Madegh's Husaren. — Außer diesen haben sich nach dem Zeugnisse des Hrn. Generals noch besonders ausgezeichnet: der Major Mesko, die Hauptleute Komlosy, Sznesznisky und Paal, der Oberlieutenant Eperiesly und der Bataillons-Adjutant Kasztelisy von Erzherzog-Franz Carl Infanterie, — Hauptmann Ogumann und Oberlieutenant Szvetacz vom Kreuzer Gränzregiment, — der Hauptmann Birnstiel, — und von der Artillerie der Lieutenant Schimon, welcher durch sein wohl angebrachtes Kanonenfeuer dem Feinde bedeutenden Schaden zufügte.

Ein Duell in Amerika.

Nachfolgende Mittheilung ist dem „New-York Spectator“ entnommen: „Wir empfangen so eben einen Brief von einem Freunde im Westen, dem wir folgenden Bericht eines Duells entlehnen, welches, wie der Leser zugeben wird, was Neuheit und entsetzliche Brutalität anbetrifft, so leicht gewiß nicht übertroffen werden kann.“

„Eines Abends kam ein Fremder — ein langer, starkköpfiger und kräftiger Mann — in's Gastzimmer eines fashionablen Hotels, und schwadronirte und posterte hier zur großen Belustigung der Gesellschaft umher. Seine Kleidung war höchst auffallend: eine große Petershammer Jacke, hirschlederne Hosen und große, schwere Wasserstiefeln. Auf dem Haupte saß ein schwerfälliger mexikanischer Hut, mit einem eine halbe Elle breiten Rande. Ein Paar lange Reiterpistolen guckten aus den Rocktaschen, und unter der Weste hervor sah man den Griff eines großen Jagdmessers. Die auffallende Erscheinung dieses Mannes fesselte Aller Aufmerksamkeit, während die Schwingungen seines gigantischen Arms bei den meisten fast an Furcht gränzendes Erstaunen erregten. „Ich bin ein Gentleman,“ rief er, sich mit diesen Worten einführend. Niemand schien Lust zu haben, dagegen zu protestiren, während er folgendermaßen fortfuhr: „Ich besitze 3000 Acker Primarland, 2 Zuckerplantagen und 100 Neger, und nehme es mit Jedem auf, hier im Zimmer.“ Da er noch immer keinen Widerspruch fand, schaute er mit höhniſchen Blicken umher und fuhr fort: „Ich habe

eigenhändig 11 Indianer umgebracht, ferner 3 weiße Männer und 7 Panther; außerdem aber hege ich gegenwärtig die aufrichtige Ansicht, daß ihr alle hier im Zimmer feige Hunde seyd.“ Mit diesen Worten versetzte er dem Dr. B. . ., einem Manne von Ehre und unbezweifeltem Muth, einen kräftigen Schlag in's Gesicht. Der Dr. erwiderte schnell Gleiches mit Gleichem. In demselben Augenblicke sah man des Fremden Jagdmesser beim Scheine des Lichtes blitzen, während zu gleicher Zeit mehre Andere hinzusprangen, um ihn zu verhindern, sein Messer in seines Gegners Herz zu stoßen. Nun fand eine Herausforderung in aller Höflichkeit Statt, und ward von den Parteien angenommen. Dr. B. . . war ein stämmiger, muskulöser Mann und galt für einen der besten Schützen, und selbst die Bedingungen des Duells erschütterten seinen Entschluß nicht, des Fremden brutale Anmaßung zu züchtigen. Diese Bedingungen aber waren folgende: Die Gegner sollten in ein dunkles Zimmer eingeschlossen werden (während die Secundanten draußen blieben), ohne alle Kleidung außer Hosen; Arme und Schultern dagegen sollten mit Speck eingerieben werden. Jeder derselben bekam ein Paar Pistolen und ein Jagdmesser. Bei einem von den Secundanten gegebenen Signale sollte die Schlächterei beginnen. Der Doctor, welcher diesen gräßlichen Kampf überlebte, erzählte, sie hätten über eine Viertelstunde auf der Lauer gelegen, und nachdem die Hähne der Pistolen geknackert, wäre in lautloser Stille selbst kein Athemzug mehr vernommen worden. Nur auf Minuten hätte er die Augen seines Gegners sehen können, aber stets, wenn er hätte Feuer geben wollen, wären sie verschwunden, um in einem andern Theile des Zimmers sichtbar zu werden. Endlich habe er Feuer gegeben; sein Schuß wurde schnell wie ein Gedanke erwidert, und die Kugel fuhr durch seine Schulter. In seinem Todeskampfe habe er auch die zweite Pistole auf gut Glück losgeschossen; der Feuerschein habe einen zweiten Schuß des Gegners hervorge lockt und eine zweite Kugel sey ihm durch den Schenkel gefahren. Vom Blutverlust erschöpft, sey er im Zimmer umhergestolpert und endlich schwerfällig zu Boden gestürzt. Der Fremde habe laut aufgelacht, als er das Geräusch seines Falles vernommen; bald aber sey er still geworden und habe sich seinem Opfer leise und schleichend genähert, um ihm mit dem Messer den Rest zu geben. Dieses verhütete jedoch der Doctor mit dieser Geistesgegenwart, obgleich kaum noch ein Lebensfunke in ihm glimmte. Des Fremden Augen verriethen ihn, und während sie wie Feuerkugeln über ihm glühten, stieß er mit dem

Messer in die Höhe — und, zum Glück für ihn, gerade in seines Gegners Herz, der ohne einen Laut neben ihm zusammenstürzte. Nun ward die Thür geöffnet und man fand Beide im gegenseitigen Blute schwimmend.“ —

So schwach ist aber die executive Gewalt in den westlichen und südlichen Theilen der vereinigten Staaten, daß Vorgänge von so über alle Begriffe entseßlicher Natur ungestraft bleiben.

Eine Abendunterhaltung bei Ludwig Philipp.

Die v. J. in Düsseldorf anwesende Gastfängerinn Madame Mariane Ernst-Seydler, welcher die ehrenvolle Auszeichnung zu Theil ward, während ihres Aufenthaltes in dem Seebade Dieppe zu einer Soirée in dem fünf Stunden entfernten königlichen Sommer-Lustschlosse Eu gezogen zu werden, gibt über die höchst einfache Lebensweise der königlichen Familie von Frankreich nachfolgende nicht uninteressante Skizze.

Es war am 13. Juli d. J., als dieselbe im Auftrag des Präfecten vom Departement de la Seine inferieure, Hrn. Baron Dupont-Delporte, durch den Unterpräfecten der Stadt Dieppe die schriftliche Anzeige erhielt, daß Ihre königl. Majestät wünschten, sie am andern Tage, den 14. Juli, Abends präcise 8 Uhr, in den königl. Gemächern zu empfangen, um dieselbe in einigen deutschen Gesangsnummern zu hören. Früh Morgens am 14. Juli fuhr sie nach Eu, und stieg bei dem Banquier und ehemaligen Maire, Hrn. Rabion, an den dieselbe empfohlen war, ab. Kaum hatte die Glocke der schönen Cathedralen 8 Uhr geschlagen, als eine königl. Equipage vor ihrer Wohnung hielt, sie in das Schloß zu führen, um den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der einst als schlichter Bürger in der Schweiz still und unbemerkt lebte, und jetzt seit eilf Jahren mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, ohnerachtet aller politischen Stürme, das Gleichgewicht Europens aufrecht zu erhalten vermochte.

Der Wagen hielt vor dem imposanten Portale; sie stieg aus, und wurde durch einen langen schmalen Corridor, dessen Wände von Bildern der Ahnen des Hauses Orleans geziert und dessen Parquet mit dunkelrothen Sammet-Fußdecken belegt war, in eine Antichambre geführt. Es währte wohl kaum fünf Minuten, als der General-Lieutenant und General-Adjutant des Königs, Hr. von Uthalin, welcher, wie es scheint, die Function eines Großceremonienmeisters versah, eintrat, und ihr

nach einigen freundlichen Worten den Arm bot, um sie in den, eine Treppe hoch gelegenen großen Empfangs-Saal zu geleiten, in welchem bereits der König, die königl. Familie und die ersten Hofchargen versammelt waren. Gleich nach ihrem Eintritt in denselben, den sie, wie sie versicherte, nicht ohne einige Beklommenheit betrat, wurde sie von ihrem Begleiter zur Königin geführt, und derselben vorgestellt; diese nahm die Künstlerinn mit großer Aufmerksamkeit bei der Hand und brachte sie zum König, welcher sich in einer kleinen Entfernung mit mehreren Generalen im Gespräch befand, und präsentirte sie demselben, indem die Königin sich der höchst einfachen Worte bediente: Sehen Sie, Frau Ernst, dieß ist mein Mann (voilà Madame Ernst, c'est mon mari). Der König, welcher ohne die geringste Auszeichnung schwarz gekleidet war, wohl aber die königliche Würde nicht verkennen ließ, war nicht minder liebreich gegen sie, unterhielt sich mehrere Minuten mit ihr über Deutschland, deutsche Kunst, zum Theil in französischer, zum Theil in deutscher Sprache, welche letztere sehr an den elsassischen Dialect gränzte, und stellte sie hierauf seiner geistreichen königlichen Schwester, der Mad. Adelaide, und allen übrigen Gliedern seiner erlauchten Familie vor. Nach ollen diesen höchst einfachen Ceremonien wurde die Künstlerinn endlich durch Hrn. v. Uthalin zum Piano geführt; hierauf setzte sich der König mit den Generalen Marbot, Henies und mehren Andern zu einem, am Ende des Saals arrangirten Spieltische, die Königin aber, so wie die Herzoginn von Orleans und Nemours, die Prinzess Clementine und Mad. Adelaide an einen runden, äußerst eleganten Arbeitstisch, an welchem sie sich mit allerlei Straminstickereien, die Königin aber mit Stricken beschäftigten. Dicht hinter dem Stuhle der Herzoginn von Orleans nahm der Herzog, ihr Gemahl, Platz, und las in Pariser Journalen, und in einer Fenster-Nische der bildschöne Herzog von Nemours. Rechts zur Seite dieses Tisches saßen sämtliche Palast- und Ehrendamen und ihnen gegenüber auf Sphas die Hofchargen und sonstigen Autoritäten. Ohnerachtet der zahlreichen Versammlung herrschte jetzt im Saale eine feierliche Stille während welcher Mad. Ernst-Seydler die große Triolen-Arie des Cerytus aus Mozart's unsterblichem Meisterwerk „Titus“ vortrug, und nach welcher die Allerhöchsten Herrschaften der Sängerrinn die lebhaftesten Beifallsbezeichnungen angebeihen ließen, die sich von Nummer zu Nummer steigerten. So hatte dieselbe in weniger als einer Stunde sechs Gesangsstücke, deutscher, italienischer und französischer Compositionen vorgelesen, als die Königin, Mad. Adelaide und

die beiden deutschen höchst liebenswürdigen Herzoginnen von Orleans und Nemours sich der Künstlerin naheten, um sie persönlich zu beglückwünschen und sie zu erfuchen, eine kleine Pause eintreten zu lassen. Es konnte jetzt ungefähr 9 Uhr seyn, als einfach schwarz gekleidete Hofdiener mit silbernen Platten, worauf allerlei Erfrischungen sich befanden, eintraten, und sie den Anwesenden präsentirten, von welchen aber die Sängerin aus Bescheidenheit nichts annahm. Dieß bemerkend stand Mad. Adelaide auf, näherte sich derselben, und sagte zu ihr mit einer unbeschreiblichen Freundlichkeit, die wir leider bisweilen in dem unbedeutendsten Bürgerkreise vermissen: „aber eine Tasse Thee werden Sie doch mit dem Könige von Frankreich trinken?“ Wer könnte einer solchen liebevollen Herablassung widerstehen?! Nach diesem höchst angenehmen Intermezzo setzte sich Mad. Ernst-Seydler wieder zum Piano und noch ehe sie von Neuem begann, stand Ludwig Philipp vor ihr, und bat sie persönlich um Vortragung einiger Schweizer Kuhreihen (Ranz des Vaches) mit welchen, wie ihm mitgetheilt worden sey, sie in Paris, so wie auf den Theatern zu Bordeaux, Rouen, Metz und Nancy die Franzosen so sehr enthusiasmirte hätte; und nicht ohne sichtliche Rührung fügte der König die Worte hinzu, wie er einst diese Gesänge selbst von den Alpen herab gehört habe. Die Sängerin begann nun mit einer Reihe von Schubert'schen Liedern, den letzten Gedanken von C. M. v. Weber, Romanzen von Proch, und schloß endlich mit den Kuhreihen, indem sie „den armen Sennerbue, das Heimweh und den Gensjäger“ im Schweizer'schen Dialect vortrug. Schon bei der ersten Strophe des armen Sennerbue:

„Ich hab vertoren mei Hab' un mei Gut“

perkte sich eine Thräne in den Wimpern des edlen königlichen Greises, der gewiß mit tiefer Rührung an jene Zeiten dachte, wo auch er — — — dem armen Sennerbuben nahe war! — Dieß Gefühl wohl theilend, trat die erlauchte Königin zu ihrem Gemahl, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zur Künstlerin, um derselben mit Innigkeit für den heitern Abend zu danken, den sie sowohl durch die Wahl der Gesangspiecen, als auch durch deren seelenvollen Vortrag sich im reichsten Maße erworben habe. Diesen Dankgefühlen reiheten sich alle übrigen Glieder der königlichen Familie an, und so endigte sich ein Abend, der für die Sängerin ewig unvergesslich bleiben wird.

Tags darauf erhielt dieselbe im Namen Ihrer Majestäten durch den Herrn von Uthalin ein wahrhaft königliches Geschenk nebst einem huldvollen Zeugniß über den glücklichen Erfolg ihrer Einführung in die königlichen Gemächer.

Feuilleton.

(Die Compagnons.) Zwei Eckensteher wollten, wie die gemeinnützigen Blätter erzählen, ein gewinnreiches Compagniegeschäft entrichten. Sie kauften für ihr sämmtliches Geld ein Fäßchen Branntwein, um es im Lager von Deltow mit bedeutendem Gewinn zu vereinzeln. Sie machen sich auf den Weg. Unterwegs sagt Der, den zuerst die Reihe trifft, das Fäßchen zu tragen: „Du, laß mir einen trinken, zur Stärkung.“ — „Ne,“ schreit der Andere, „Du weest, wat wir ausjemacht haben. Keener von uns darf davon trinken, dat schadt dem Geschaft.“ — „Na, Du hast Recht,“ sagt der Andere, „aber ick habe noch eenen Silberfroschen, den will ick Dir jeben vor den Schluck.“ — „Det is was Anderes, gib her, dabei komm ick nich zu Schaden.“ Der Durstige gibt den Silberfroschen dem Andern, und trinkt einen tüchtigen Schluck. Jetzt kommt die Reihe, das Fäßchen zu tragen, an den Andern. Als dem auch die Sache etwas beschwerlich wird, sagt er: „Hör' mal, Bruder, ick will auch einen trinken; aber ick loofe mir ihn auch, hier haste Deinen Silberfroschen.“ — Das ist der Andere natürlich auch zufrieden, und so geht der Silberfroschen hinüber und herüber, bis die beiden Compagnons in Deltow ankommen mit einem leeren Fäßchen.

Landes-Museum.

In Folge des Aufrufes vom 28 Febr. d. J. sind für das Landes-Museum bisher folgende Beiträge eingegangen:

- Von Sr. fürstlichen Gnaden dem Herrn Fürstbischof von Laibach 50 fl.
 „ Hrn. Maximilian Wurzbach, Dr. der Rechte, Hof- und Gerichtsadvocat in Laibach 6 „
 „ „ Florian Webers, fürstl. Auersperg'schen Hofrath und Güter-Director 10 „
 „ „ Anton Merk, Herrschafts-Verwalter 7 „
 „ „ Alois Freiherrn v. Pfalterer 12 „
 „ einem Ungenanntsehnwollenden 50 „
 „ der Frau Francisca Gräfinn v. Stubenberg 10 „
 „ Hrn. Simon Bouk, Pfarrer zu Radmannsdorf 8 „
 „ einem Ungenannten 50 „
 Für diese gütigen Gaben wird den verehrten Gebern und Vaterlandsfreunden der wärmste Dank gezollt.

Vom Vereins-Ausschusse des Krainischen Landes-Museums. Laibach am 8. Mai 1842.

Richard Graf v. Slagay,
 k. k. Kämmerer und Vereins-Vorstand.